

53 Jahre „Deutsches Reich“

Oberstudien-Direktor Professor Dr. Ziehen

Rede zur Reichsgründungsfeier

18. Januar 1924

Der 18. Januar 1871 — ein stolzes, glänzendes Bild steigt vor unseren Augen empor: zu Versailles ist's, im Spiegelsaal; dort steht umgeben von den deutschen Fürsten und Heerführern der greise König Wilhelm, hinter ihm die ruhmgekrönten Fahnen und vor ihm, den Saal füllend, Hunderte von Offizieren und Mannschaften, die Abordnungen der Regimenter, die bei Wörth und Spichern, bei Mars-la-Tour, Gravelotte und St. Privat, bei Sedan und in hundert anderen Schlachten gekämpft und gesiegt hatten. Und jetzt tritt in die Mitte eine wuchtige Gestalt, Otto von Bismarck, und verliest die Proklamation, die dem deutschen Volke die Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches verkündet; das erste Hoch auf Kaiser Wilhelm erklingt, jubelnd stimmen die Versammelten ein, es donnern die Geschütze, und der Jubel pflanzt sich fort, fort durch die Gefilde Frankreichs, wo die siegreichen deutschen Heere stehen, nach der Heimat und wird dort von den Herzen eines ganzen Volkes in unendlicher Freude und Dankbarkeit aufgenommen. Denn worum zwei Generationen gelitten und gestritten hatten, es war endlich erreicht, erfüllt endlich der Traum von der deutschen Einheit, und was der Dichter einst gesungen hatte von dem alten Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser: er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit und wird einst wiedertommen mit ihr zu seiner Zeit, es war Wahrheit geworden: des Reiches Herrlichkeit war wieder erstanden. Freilich nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen, Opfer hatten fallen müssen, zahlreich und schwer, aber ohne Opfer ist noch niemals in der Weltgeschichte etwas Großes errungen worden, und der Preis war die Opfer wert.

So steht leuchtend das Bild des 18. Januars 1871 vor unseren Augen, jenes Tages zu Versailles. Versailles?! Da plötzlich erblaßt das Bild, der Kaiser, die Fahnen, die Soldaten verschwinden, und wie durch höllischen Spuk drängt sich ein anderes Bild vor von einem anderen Tage. Der 28. Juni 1919 ist es, und wieder dort in Versailles, im Spiegelsaal — eine lange Tafel, dahinter stehen die Vertreter unserer Feinde, der halben Welt, in ihrer Mitte Clemenceau und Lloyd Georges, sie, die mit eiserner Konsequenz und Rücksichtslosigkeit nur das eine Ziel verfolgt, zu siegen, zu siegen um jeden Preis. Sie schauen nach der anderen Seite des Saales, da öffnet sich die Tür, und herein treten — wie Triumph blüht es über die Büge des Franzosen — herein treten die Vertreter Deutschlands, um zu unter-

schreiben, zu unterschreiben den schwersten und demütigendsten Frieden, der je einem großen Volke auferlegt worden ist, zu unterschreiben darin zugleich jenes verruchte Bekenntnis, daß Deutschland die Schuld am Kriege trage, eine Lüge, die schon damals von allen Wissenden als Lüge erkannt war, die wir aber unterschreiben sollten, damit wir für alle Zeiten durch unsere eigene Unterschrift gebrandmarkt würden und wir nicht so sprechen durften wie einst ein großer französischer König, nachdem er Schlacht und Freiheit verloren hatte: „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“

Die deutschen Vertreter unterschrieben, und so ist durch den 28. Juni 1919 das Werk jenes 18. Januars zu Boden gestürzt und vernichtet. Denn das Reich, das der Friede von Versailles übriggelassen hat, ist nicht mehr das Deutsche Reich von 1871, zerstückelt, alter unentbehrlicher Provinzen beraubt, zu unerträglichen Tributen verurteilt und — das schlimmste — wehrlos gemacht: unsere stolze Wehrmacht ist zerschlagen und die allgemeine Wehrpflicht, die für den aufrechten deutschen Mann doch nicht nur eine harte Pflicht, sondern vor allem ein hohes Recht bedeutete, das Recht, Volk und Vaterland mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, das Unterpfeiler aller völkischen Freiheit, ist uns genommen. Wehrlos — so rufen triumphierend über uns die Feinde, und in Tausenden von deutschen Herzen tönt schrill das Echo: ehrlos!

Freilich, der 28. Juni gab uns den Frieden, und es war eine Zeit da glaubte ein großer Teil unseres Volkes mit diesem Worte alles gewonnen. Aber fünf bittere Jahre haben uns diesen Frieden kennen gelehrt, in fünf Jahren haben wir an unserem eigenen Leibe gespürt, was er bedeutet, welches Übermaß von Schmach und Not. Und wo sind die Hülsen, die man uns versprochen, auf die so viele so fest gebaut? Wo blieb die rote Internationale? Wo der Völkerbund? Wo blieb das Weltgewissen, an das man mit so rührenden Worten appelliert? Alles waren Illusionen, die in nichts zerfallen sind! Falsch aber wäre es, die Schuld daran auf einzelne Personen zu werfen, etwa wie es bei uns oft geschieht, auf Wilsons Haupt den Fluch herabzuwünschen. Wer die Geschichte kennt und aus ihr gelernt hat, der weiß, daß in dem urchtbaren Geschehen dieser zehn Jahre in dem Krieg und nach dem Kriege gewaltige nationale und wirtschaftliche Kräfte wirksam waren und noch sind, denen ein mächtiges deutsches Reich ein Hindernis auf ihrem Wege ist, Kräfte, die man wahrlich nicht dadurch aus der Welt schafft, daß man ihre Existenz leugnet und mit dem Weltgewissen für unverträglich hält oder gar auf die Straße zieht mit dem Rufe: „Nie wieder Krieg!“ Der Blinde, der diese Kräfte nicht sieht oder nicht sehen will, wird von ihnen zu Boden geschmettert und mit ihm der, der sich seiner Führung anvertraut.

So liegt das Werk des 18. Januars 1871 in Trümmern am Boden. Wenn wir nun trotzdem heute zusammengekommen sind, da steigt in uns die Frage auf und läßt sich nicht zurückdrängen: Haben wir denn noch ein Recht, hat es überhaupt noch Sinn, diesen 18. Januar zu feiern? War jenes Werk nicht vielleicht nur das Ergebnis besonders glücklicher Umstände, der Existenz eines einzigen Mannes, Bismarcks, also ein Werk des Zufalls, dem nicht die innere Tüchtigkeit des deutschen Volkes entsprach und Dauer verbürgte, wie es bei den anderen großen Nationen, den Engländern, Franzosen und Amerikanern der Fall ist? Ein Werk des Zufalls, bestimmt, nach kurzem Glanze für immer unterzugehen? Ja, wenn wir auf das Deutschland von heute sehen, dann könnten wir freilich verzweifeln, und eine verzweifelte Antwort drängt sich auf unsere Lippen, ob wir nun nach außen oder nach innen schauen. Deutschland ist aus der Reihe der Großmächte ausgestrichen, Tschechoslowaken, Polen, Serben, ja die Türken be-

deuten mehr als wir, wehrlos und ehrlos müssen wir über uns ergehen lassen, was fremde Willkür und Machtbegier über uns verhängt. Selbst dem Blindesten muß das Jahr 1923 die Augen geöffnet haben. Das Jahr, in dem die Franzosen unter offenbarem, auch von England anerkanntem Bruch des Friedens von Versailles in das Ruhrgebiet einmarschierten, mitten im Frieden uns unsere blühendste Provinz, das Rückgrat unserer Volkswirtschaft, raubten als Beute des gierigen französischen Kapitalismus und dort eine Gewalt Herrschaft aufrichteten ohne gleichen. Müssen wir nicht verzweifeln, wenn es geschehen durfte, daß in unserem eigenen Lande französische Schergen Tausende und aber Tausende von deutschen Arbeitern und Beamten aus Haus und Heimat vertrieben? Daß sie tausend andere, die ihrer angemessenen Befehlsgewalt nicht Folge leisteten, ins Gefängnis warfen, wo sie heute noch schmachten? Müssen wir nicht verzweifeln, wenn wir es duldeten, daß die Keitpeitsche freie deutsche Männer regierte und mißhandelte, daß sie frech die Ehre deutscher Mädchen und Frauen verletzte, daß sie eine Zeitlang fast täglich Deutsche auf offener Straße wie herrenlose Hunde niedererschossen, daß sie die Männer, die sich solcher Knechtschaft widersetzten, ins Zuchthaus sperrten, als wären es gewöhnliche Verbrecher, oder standrechtlich erschossen?

Und doch gibt es etwas, was schlimmer ist als all diese Schmach, was einen in der Tat irre machen kann an der inneren Kraft des deutschen Volkes und seinem Anspruch, zu den großen Nationen der Erde zu zählen, das ist die stumpfe Gelassenheit, ja Gleichgültigkeit, mit der ein Teil des Volkes, und zwar ein gar nicht kleiner Teil, all das ertragen hat, als wäre die Ehre unserer Brüder dort an Ruhr und Rhein nicht auch unsere Ehre, ihre Freiheit nicht auch unsere Freiheit. Schlimmer als die Erschießung Schlageters ist, daß das Andenken dieses Mannes, der wie ein Schill und seine Offiziere in heiliger Begeisterung für die Ehre und Freiheit seines deutschen Vaterlandes sein Leben dahingab, in seinem eigenen Vaterlande beschimpft werden konnte. Denn das zeigt, daß nicht nur unsere materielle Kraft gebrochen ist, sondern daß auch seelisch bei uns etwas nicht in Ordnung ist, daß, ich möchte sagen, moralische Gifte in unserem Volkstörper wirken und unser nationales Wollen und Handeln lähmen. Ist es nicht, als ob überhaupt eine eke Demoralisation weite Kreise unseres Volkes ergriffen hätte? Wenn man sieht, was sich heute alles im öffentlichen und geschäftlichen Leben abspielt unter dem Deckmantel der Freiheit, die oft nichts anderes ist als Frechheit, dann wäre man versucht, zu fragen: Wohin ist deutsche Zucht und Sitte? Wohin deutsche Treue, wohin deutsche Redlichkeit?

Wirklich, wenn man auf das sieht, was sich heute in Deutschland auf Straßen und Gassen breit macht, dann möchte man verzweifeln und auf die oben gestellte Frage eine bittere Antwort geben. Aber wäre das gerecht? Beurteilen wir einen Menschen nach dem, was er im Fieberschauer der Krankheit sagt und tut? Und ist nicht das heutige Deutschland auch krank und von Fieber geschüttelt? Haben wir keinen anderen, besseren Maßstab? Da wendet sich unser Blick weg von der Gegenwart zur Vergangenheit und wandert zurück durch die Jahrzehnte bis 1871. Denn der Zusammenbruch ist ja nicht sofort nach diesem Jahre oder zwei, drei Jahre danach erfolgt, sondern 47 Jahre, fast ein halbes Jahrhundert hat dieses Reich vom 18. Januar 1871 bestanden und Gelegenheit gehabt, zu zeigen, was es vermochte. Hier haben wir den wahren und gerechten Maßstab, und er gibt eine andere, bessere Antwort.

Ich rede nicht davon, daß 20 Jahre hindurch die Führung der europäischen Politik in Deutschlands Händen lag. Denn das war das Verdienst

eines einzelnen und einzigen Mannes, Bismarcks Werk, das für die Frage, die uns hier bewegt, nicht in die Waagschale fallen darf, so wenig wie die etwaigen Fehler unserer späteren auswärtigen Politik und ihrer Leiter für Wert oder Unwert des ganzen deutschen Volkes entscheidend sein können. Wir wollen uns an das halten, was das deutsche Volk als Ganzes, in allen seinen Schichten und Berufen geleistet hat.

Da denke ich zuerst an unsere alte große herrliche Armee. Gewiß, sie hat, wie alle menschlichen Einrichtungen hienieden, ihre Mängel gehabt, Fehler vor allem wohl im Ton und gewissen Mangelheiten, die wir alle kennen und gar nicht beschönigen wollen. Aber als Ganzes braucht diese Armee keinen Richterstuhl zu scheuen. Es war eine Armee, die wahrlich nicht auf den Vorbeeren von 1870/71 ausruhte, sondern in der gearbeitet wurde vom frühen Morgen bis zum Abend, vom Generalstab oft bis in die Nacht, in der alle Sehnen, alle Kräfte angespannt wurden, um das Schwert, das wir von unseren Vorfahren übernommen hatten, scharf und schneidig zu erhalten, ein Heer, das im Innern eine Schule der Zucht und Ordnung, des Mutes und des Willens für alle Stände war und uns nach außen 43 Jahre lang den Frieden gesichert hat, ein Heer, um das uns die Welt beneidete, und — ich sage es mit Stolz — dessen Schatten sie noch heute fürchten.

Ich denke an die deutsche Flotte, die so recht das Kind des neuen Deutschen Reiches war. Was die alten 48 er, die Männer der ersten deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche in begeistertem Sinne begonnen, ohne es beenden zu können, jetzt endlich wurde es erreicht. In zielbewußter, energischer Arbeit, die doch nicht allein von dem Kaiser und seinen Admiralen ausging, so hoch deren Verdienst auch zu schätzen ist, sondern die mitgetragen und unterstützt wurde von dem verständnisvollen Willen und Handeln der großen Mehrheit der Nation, wurde endlich auch unserer Flagge das Meer, das große befreiende Meer erschlossen. Eine deutsche Flotte durchführte endlich die Meere und brachte allüberall die Flagge Schwarz-Weiß-Rot zu Ehren, auch im entferntesten Winkel der Welt brauchte von nun an kein Deutscher mehr sich zu schämen, Deutscher zu heißen.

Das war das deutsche Volk in Waffen. Und ihm stand ebenbürtig zur Seite das deutsche Volk der Arbeit. Haben die Deutschen etwa nach 1871 die Hände in den Schoß gelegt? Oder haben sie nicht vielmehr rastlos gearbeitet mit dem Pflug und dem Hammer und der Feder, in Wald und Feld, in der Werkstätte, im Geschäft, im Büro und dort, wo die rauchenden Schornsteine, die stampfenden Maschinen und die lodernen Hochöfen von einem neu entstehenden industriellen Deutschland zeugten? Wir haben so viel gearbeitet, daß es den anderen Völkern unheimlich und unbequem wurde. Woran wir politisch nie gedacht hatten, die Welt zu erobern, das begann die deutsche Arbeit, sie begann einen Eroberungszug durch die ganze Welt, und von der deutschen Flotte geschützt drangen die Erzeugnisse deutscher Arbeit bis in die fernsten Länder und verbreiteten den Ruf deutscher Arbeit und Tüchtigkeit.

Wie aber stand es endlich mit der rein geistigen Kraft in Kunst und Wissenschaft? War nicht sie vielleicht erloschen oder entartet? Freilich, schöpferische Künstler allerersten Ranges haben jene Jahrzehnte von 1871 bis 1914 kaum hervorgebracht. Aber sie sind überhaupt ein sehr seltenes Geschenk der Gottheit, und sie haben auch die Engländer, Franzosen oder gar Amerikaner nicht gehabt. Vor allem aber kommt es uns hier auch auf die „Bismarcks“ der Kunst nicht an, sondern auf die Anteilnahme und Förderung, die das Volk als Ganzes der Kunst bewiesen, und diese hat in jener Zeit nicht nachgelassen, sondern sich eher gesteigert. Ich weiß nicht, ob

in anderen Völkern z. B. die Musik mit solcher Hingabe, solchem Verständnis in allen Schichten gepflegt wurde wie bei uns, wo sie immer mehr ein Volksgut wurde und in kleinen Kreisen wie bei den wundervollen Musikfesten jedes Jahr für Tausende eine Quelle edelsten Genusses wurde. Wir klagen immer und auch nicht mit Unrecht über den Materialismus der neuesten Zeit, aber wir wollen darüber doch nicht vergessen, daß auch die idealen Güter und gerade die Kunst mit wachsender Begeisterung gepflegt wurde. Soll ich noch ein Wort über die deutsche Wissenschaft sagen? Darüber lang sprechen, daß sie und ihre Führer in der ganzen Welt geehrt und gesucht waren, daß sie, wenn nicht an der Spitze, so doch sicher mit an erster Stelle standen? Nein, wir waren wohl das Volk der Dichter und Denker geblieben, aber wir wollten nicht mehr nur dies sein, wir waren auch ein Volk der Tat und des Erfolges geworden, und das liebten die anderen nicht. Das Volk der Dichter und Denker, das hätten wir ruhig bleiben dürfen und sollen, aber daß wir nicht mehr das Aschenbrödel unter den Völkern spielen wollten und uns herausnahmen, auch einen Platz an der Sonne zu beanspruchen, das verzieh man uns nicht, das steckte letzten Endes hinter all den wilden Angriffen auf den deutschen Militarismus, das Preußentum und die deutsche Reaktion: auf den Militarismus schimpfte man, und man meinte die deutsche Arbeit und die deutsche Macht.

Freilich, an dem Bilde des früheren Deutschen Reiches fehlten auch die Schatten nicht, wir wollen es heute nicht verschweigen. Wir hatten in dem alten Deutschland zuviel Kastengeist, beurteilten den Menschen zu sehr nach seinem Stammbaum, seinem Rang oder Titel, und das hat ohne Zweifel viel Verbitterung geschaffen. Aber gerade, wenn wir dies ruhig bekennen und bedauern, so dürfen wir um so mehr sagen, daß dieser Fehler doch keine Krankheit war, die etwa in jenen Jahrzehnten als eine Erscheinung des Verfalls hinzugetreten war, sondern im Gegenteil es war etwas, was in der Vergangenheit noch viel stärker bestanden hatte, was aus dieser Vergangenheit übernommen war und was überwunden werden mußte und konnte und schon überwunden zu werden begann.

Viel schwerer und gefährlicher war etwas anderes, was gerade mit unserem gewaltigen industriellen Aufschwung zusammenhing und seine Rehrseite bildete. Ich meine die soziale Not, die mit der anwachsenden Industrie bei uns wie in allen industriellen Ländern eingezogen war, das Elend der Massen, die sich in den großen Städten zusammenballten, in seinem Gefolge Laster und Krankheit und daraus riesenhaft emporwachsend der soziale Haß und Unfrieden. Hier lagen freilich tiefe Schatten, aus denen Unheil drohte und — wir wissen es alle nur zu gut — Unheil gekommen ist. Aber wenn diese soziale Entwicklung ein Grund wäre, einem Volke den Aufstieg zu verwehren, dann dürften auch England und Frankreich, ja selbst die Vereinigten Staaten keine großen Nationen sein, denn sie haben die soziale Not ebenso wie wir, ja z. T. noch stärker gehabt als wir. Denn wir können immerhin auf eines hinweisen: Das deutsche Kaiserreich hat schon ein Jahrzehnt nach seiner Gründung wenigstens versucht, die unerträglichsten Folgen der industriellen Entwicklung durch seine soziale Gesetzgebung zu beseitigen. Gewiß blieb noch sehr viel zu tun übrig, aber immerhin ein Anfang war doch gemacht, um den uns die anderen Nationen beneideten. Ich erinnere daran, daß nicht lange vor dem Kriege eine Abordnung englischer Arbeiter nach Deutschland kam, um unsere Verhältnisse kennenzulernen und sie in vieler Hinsicht für besser erklärte als die englischen. Nein, es ist kein Zweifel, daß die deutsche Arbeiterschaft in einem gewaltigen Aufstieg begriffen war, den gerade ein sozialdemokratischer Führer, der spätere Minister Konrad Hainisch, einmal mit eindringlichen Worten gepriesen

hat, freilich auch kein Zweifel, daß es gerade deshalb, weil es ein aufsteigender Stand war, noch zu weiteren inneren Kämpfen kommen mußte. Aber solche Kämpfe brauchten an sich gar nicht zu schaden. In dieser irdischen Welt ist Kampf notwendig, ist gut, vorausgesetzt nur, daß er so durchgeföhrt wird, wie es bei allen anderen Nationen selbstverständlich ist, nämlich auf der Grundlage des nationalen Staates, in dem Sinne, daß das Vaterland über alles geht, auch über die Partei, auch über die Klasse. So stellte die soziale Frage zwar noch schwere Aufgaben und Kämpfe in Aussicht, aber das brauchte keineswegs den Untergang, sondern konnte im Gegenteil Leben, Vormwärtsstreben bedeuten.

Insofern war fast schlimmer der öde Materialismus, die dreiste Genußsucht, die mit dem wachsenden Reichtum gerade in den sog. oberen Schichten aufzukommen und leider auch sich breit zu machen anfing. Zwar war es nur ein Teil des Volkes, der davon ergriffen wurde, und schon wuchs aus der Jugend selbst eine starke Bewegung dagegen heraus, die heute, mächtig erstarkt, eine der besten Bürgen unserer Zukunft ist. Aber immerhin, hier war eine Krankheit, die allerdings, wie wir auch hier wieder betonen müssen, bei den anderen großen Nationen ebenso oder noch stärker zu finden war, und die Frage konnte nur sein, ob sie schon das Mark der Nation angefressen und ihre moralische Kraft zerstört hatte. Der Tag kam, wo sich das entscheiden sollte.

Für den einzelnen Menschen wie für die ganzen Völker kommen Zeiten, wo erprobt wird, was sie wert sind. Für ein Volk ist das vor allem der Krieg, der trotz allem Furchtbaren, was er bringt, doch das Große hat, daß er vom Menschen die höchste Anspannung aller Kräfte, den höchsten Einsatz: das Leben verlangt. „Im Felde, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen!“ Wie hat das deutsche Volk, als nun der Weltkrieg kam und der höchste Einsatz verlangt wurde, die Probe bestanden? Müßen wir die Augen wegen des schlimmen Ausganges niederzuschlagen? Aber wer nur nach diesem Ende urteilen wollte, der wäre nicht nur undankbar, sondern töricht und unwahrhaftig gegen sein Volk und gegen die Geschichte. Die Wahrheit ist, daß das deutsche Volk, das sich gegen eine ungeheure Übermacht, gegen die halbe Welt vierundeinhalb Jahre behauptete, meist siegreich behauptete, mehr als je ein anderes Volk, ja fast Übermenschliches geleistet hat. Ich frage: Waren die Männer, die bei Tannenberg und in Masuren kämpften, die bei Lüttich und an der Marne fochten, die Jungmänner, die bei Langemarck todverachtend gegen den Feind anstürmten, waren die entartet? Und als dann der Kampf zum Stellungskrieg wurde, waren die Deutschen, die die Hölle von Verdun aushielten, die an der Somme und in Flandern dem Wirbelsturm der Geschütze die Stirne boten und nicht wichen, die Divisionen, die nach kurzer, allzu kurzer Ruhe wieder und immer wieder nach vorne gingen, immer wieder sich in die Lücken stellten und der feindlichen, mit allen Mitteln der Welt ausgerüsteten und verpflegten Übermacht trotzten und wieder trotzten, die Helden, die am Stageraf gefochten und unter See tausendfach dem Tode ins Auge sahen, waren die unwert ihrer Väter, unwert einer großen Nation? Freilich, das Ende war schmächtig, als der Hunger uns zermürbt und unsere Widerstandskraft allmählich gebrochen hatte und schließlich auch die Herzen für das Gift empfänglich machte, das reichlich von außen und, leider, auch von innen eingimpft wurde und schließlich den Untergang so schmächtig machte. Das bleibt ein Flecken auf unserem Schilde, aber eben doch nur ein Flecken auf einem sonst blanken Schilde, dessen Glanz noch durch Jahrhunderte leuchten wird. Denn, meine Freunde, wenn wir alle längst im Grabe unter der Erde liegen, wenn die Verräter, Meuterer und Defektoren von 1918

längst der Nacht der Verachtung oder der Vergessenheit anheimgefallen sind, dann wird man noch singen und sagen von dem deutschen Volke, das vier Jahre siegreich gegen eine Welt gekämpft.

So steht es, und ich denke, wir wissen jetzt, ob wir ein Recht haben, den 18. Januar 1871 und sein Werk zu feiern. Wenn dem aber so ist, wenn die Antwort bejahend lautet, dann legt sie uns damit zugleich eine große Aufgabe und Pflicht auf. Jetzt liegt Deutschland gefesselt und entehrt am Boden. So ist es an uns, die Fesseln zu lösen und Deutschland wieder aufzurichten. Die Aufgabe ist riesenschwer, und mancher möchte verzagen. Und doch, wenn wir nicht unwert unserer Väter, unwert der Toten von 1914—1918 sein wollen, dann müssen wir sie lösen. Und zwei mächtige Bundesgenossen haben wir, die uns nicht ruhen lassen werden, die heißen Not und Ehre; wen die Ehre nicht treibt, den treibt die Not, und wen die Not nicht treibt, den treibt die Ehre, und ich denke, Millionen werden Not und Ehre treiben. Die deutsche wirtschaftliche Not — brauche ich von ihr viel zu sagen? Fünf Jahre sind wir darüber getäuscht worden. Jetzt ist endlich Klarheit geschafft, der Schleier ist zerrissen, und die Not steht vor uns, nicht mehr als ein Gespenst der Zukunft und der Ferne, sondern in greifbarer Nähe und reißt die hageren Arme nach fast jedem Stand und jedem Beruf, droht Verelendung und Proletarisierung nicht nur der industriellen Arbeiterschaft, sondern auch den Beamten und dem größten Teil des Mittelstandes. Wohl gibt es noch gewisse Kreise, die selbst heute die Not nicht spüren und, während rings um sie alles darbt, schlennen und schwelgen, dieselben meist, die auch während des Krieges sich in schmächtigem Gewinn bereichert und unserer Not gespottet haben. Sie rechne ich nicht zum deutschen Volk. Aber das wahre deutsche Volk der Arbeit, das leidet Not, und keine Rentenmark, keine Währungsreform wird uns von ihr lösen; solange die Ketten des Friedens von Versailles auf uns lasten, wird auch diese Not dauern. Unser tödlichster Feind, Clemenceau, hat das beinahe graufige Wort gesprochen, daß zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt wären — täuscht euch nicht! Das Wort war kein Scherz, sondern es kann der Tag kommen, wo es furchtbar in Erfüllung geht. Oder vielmehr hat es nicht bereits begonnen, in Erfüllung zu gehen, sind nicht bereits Tausende, schwache Greise, zarte Kinder und Frauen unserer Not zum Opfer gefallen? Es gibt ein Völkersterben, das viel schlimmer ist als der Tod auf dem Felde der Ehre, das im Dunkeln und in Elend daherschleicht und von keinem Strahl der Erhebung verklärt ist.

Und zur Not die Ehre. Es gibt heute Kreise, wo man nicht mehr oder noch nicht wieder von deutscher Ehre sprechen darf. In diesem Kreise, das weiß ich, darf ich es, und so sage ich heute als mein Glaubensbekenntnis: Selbst wenn die Not nicht wäre, geböte uns die Ehre, unsere Fesseln zu sprengen. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt in ihre Ehre! Wollen wir wirklich weiter über uns ergehen lassen, was fremde Willkür über uns verhängt? Ertragen, daß der Franzose dem deutschen Volke den Stoch vorhält und wir darüber springen und wieder springen? Soll ungesühnt bleiben all die Schmach und Gewalttat, die wir erlitten an Ruhr und Rhein? Soll neue, immer neue Schmach zur alten sich häufen? Lebt nicht in uns das Gefühl, das in Wilhelm Tell auf dem Rütli den freien Schweizer sagen läßt:

„Und der fremde Herrenknecht
soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?“

Doch! dies Gefühl lebt in uns hier, in Millionen anderen, wächst jeden Tag und wird bald wieder ein lodern Feuer um sich greifen, bis schließlich das ganze Deutschland ein großer gewaltiger Müllhaufen ist, den kein Spitzel- und Spionentum, keine „interalliierte Militärkontrollkommission“, kein Poincaré und kein Teufel uns verbieten und verwehren kann.

Vielleicht, daß dann die Vernunft, von dem eigenen Interesse und auch Angst genährt, bei unseren Feinden obsiegt und sie zwingt, uns friedlich Ehre, Freiheit und die Möglichkeit des Wohlstandes wiederzugeben. Wohl dann uns und ihnen! Wie aber, wenn dies nicht geschieht, wenn sie fortfahren, uns auszusaugen und zu unterdrücken? Gibt es keine Hilfe gegen solchen Drang? Gegen solche Schmach? Gott sei es gedankt, es gibt noch ein Mittel: der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte! Weh ihnen und wehe der Welt, wenn sie uns zu dieser letzten Waffe zwingen. Dann wird und muß der Tag kommen, wo wir die Ketten, die sie nicht lösen, zerreißen, wo es auch bei uns wie einst vor einem Jahrhundert heißen wird:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?

und wo den Weichlingen und Feiglingen, ich denke auch von deutscher Frauen Mund entgegentönt:

Pfui über dich Buben, hinter dem Ofen,
unter den Schranzen und unter den Zosen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht.

Kommen wird der Tag, wo alle guten Deutschen, auch die, die vorher im guten Glauben von Frieden und Völkerverständigung schwärmten und träumten, in tiefster heiligster Not Theodor Körners Lösung sich zu eigen machen:

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

So wollen wir wirken und harren auf den Tag, wo die Ketten fallen und ein neuer 18. Januar uns wiederbringt eines neuen Reiches Herrlichkeit.